

## **Sperrfrist: 12. Januar 2011 – 13 Uhr. – Es gilt das gesprochene Wort**

**Prof. Dr. Dr. h.c. Margot Käßmann**  
**Bochum, 12. Januar 2011**

### **Multikulturelle Gesellschaft – Wurzeln, Abwehr und Visionen**

#### **Vorbemerkung**

Im Herbst letzten Jahres verbrachte ich einen netten Abend mit interessanten Menschen an einem Tisch. Bald schon, wie oft in den USA, ging es darum, wer woher stammt. Schnell wurde deutlich: Hier sitzt eine solche Mischung von Herkunft und Kultur zusammen, dass allein daraus ein französischer Film mit biografischen Rückblenden werden könnte. Ein Mann ist armenisch-italienischer Abstammung; die armenische Tragödie ist für ihn ein Lebensthema. Eine andere ist Jüdin mit vielfältigem Lebenslauf, ihre Eltern sind aus Deutschland geflohen und über Israel und Südamerika in die USA gekommen. Ein Mann denkt über seine afrikanischen Wurzeln nach und darüber, dass der Nachname „Smith“ eigentlich der Name der Sklavenhalter seiner Vorfahren gewesen sein wird. Eine junge Frau hat einen Vater aus der Mongolei und eine chinesische Mutter. Und so weiter und so fort... ein anregender Abend, typisch Amerika. Jemand fragt: „And what is your life’s story?“ Und dann beginnt ein Erzählen, Diskutieren, Lachen, Staunen – Biografien sind Geschichten, die Geschichte lebendig machen. Alle hier sehen sich als Amerikaner. Sie alle aber bzw. ihre Vorfahren sind zugewandert – freiwillig oder unfreiwillig aus Europa, erzwungenermaßen als Sklaven aus Afrika, in der Hoffnung auf Zukunft jenseits der Armut aus Lateinamerika. Die indianischen Ureinwohner sind heute eine gewaltsam dezimierte absolute Minderheit. Sie jedenfalls waren nicht der Maßstab für Anpassung.

Sicher, die USA sind als Einwanderungsland „an sich“ konstitutiv in einer anderen Situation als ein Land in Europa. Aber sie geben Anregungen für die europäischen Fragen: Was macht eine Nation aus, was eine Kultur, eine Wertegemeinschaft? In Deutschland wird diese Frage in den vergangenen Jahren zunehmend hitzig und hochemotional diskutiert. Schleudern die einen denen, die sich für ein Miteinander der Kulturen einsetzen, ein verächtliches „Multikulti“ als Schimpfwort entgegen, so zucken die anderen allein beim Gedanken an eine „Leitkultur“ erschrocken zusammen. Angst vor „Parallelgesellschaften“ wird von den einen geschürt und ein Lobpreis der Vielfalt lässt die anderen reale Probleme klein reden. Spricht der Bundespräsident davon, dass der Islam Teil der deutschen Gesellschaft sei, wird er dafür scharf kritisiert, auch wenn unübersehbar vier Millionen Muslime in Deutschland leben.

In einer globalisierten Welt aber, die Abschottung gerade nicht als Ziel hat, sondern ein Öffnen von Grenzen, Freiheit und Mobilität, wird sich auch die deutsche Gesellschaft den Herausforderungen des Zusammenlebens Verschiedener nicht entziehen können. Statt das zu beklagen oder Horrorszenarien zu entwerfen, statt Probleme und Konfrontationen klein zu reden, statt Abschottung und Angst zu schüren, statt purem Idealismus oder auch Wegschauen wird es darum gehen müssen, konstruktive Konzepte eines Miteinanders der Verschiedenen zu entwerfen. In Deutschland leben Menschen unterschiedlichen Glaubens und unterschiedlicher Kultur und ethnischer Herkunft zusammen. Wie lässt sich das gestalten?

Orhan Pamuk schrieb kürzlich dazu: „Die Armen, Arbeitslosen und Schutzlosen aus Asien und Afrika, die nach neuen Orten suchen, an denen sie leben und arbeiten können, wird man nicht für alle Zeit von Europa fernhalten können. Höhere Mauern, strengere Visumsbeschränkungen und eine wachsende Zahl von Patrouillenbooten an den Grenzen wird den Tag der Abrechnung lediglich nach hinten verschieben. Das Schlimmste von allem aber ist, dass Anti-Einwanderungspolitik und Vorurteile schon jetzt jene zentralen Werte zerstören, die Europa zu dem gemacht haben, was es war.“<sup>1</sup>

Deutschland ist zwar anders als die USA, aber inzwischen definitiv auch ein Einwanderungsland. Thomas Straubhaar schreibt: „Mit einer ausländischen Wohnbevölkerung von 6,7 Millionen, was einem Anteil

---

<sup>1</sup> Orhan Pamuk, Verlorene Illusionen. Wie der Traum von Europa verflog, SZ Weihnachten, 24./25./26.12.10.

von 8,2 Prozent entspricht, gehört Deutschland zu den aufnahmefreundlichsten Ländern der Europäischen Union.“<sup>2</sup> Die Frage ist, ob es energischen Gestaltungswillen gibt oder Abwehr, Angst und Abschottung. Warum eigentlich feiern wir nicht die ungeheure Integrationsleistung Deutschlands erst der Flüchtlinge aus dem Osten nach 1945 und schließlich der Italiener, Griechen, Jugoslawen, Türken und anderen Menschen, die aus wirtschaftlichen Gründen eingeladen wurden, in unserem Land zu leben? Warum sind wir nicht stolz darauf, wie viele Menschen aus dem Iran, aus Pakistan, aus dem Sudan, aus den Diktaturen dieser Welt, bei uns Asyl erhielten? Statt Gelungenes zu sehen, starren wir stattdessen auf Probleme. Ein Weg nach vorn aber wird sich nur ergeben, wenn wir die positiven Bilanzen sehen und offensiv die problematischen Entwicklungen angehen, statt nur über sie zu klagen oder sie anzuprangern.

Wer zu diesem Thema redet, muss mit heftiger Kritik von irgendeiner Seite rechnen. Eine Universität aber ist ein Ort, der Anregungen zu konstruktiver Diskussion geben will, ja geben soll und muss, damit Standpunkte zu finden sind. Daher will ich in drei Punkten versuchen, einen konstruktiven Beitrag zur Debatte zu leisten.

### **1. Das christliche Abendland - ein Ergebnis von Migration**

Als Theologin sind für mich zuallererst biblische Motive interessant. Und da zeigt sich: Migration ist ein urbiblisches Motiv! Die ersten, die sich aufmachen, sind in der biblischen Geschichte Adam und Eva: Sie müssen das Paradies verlassen und eine neue Heimat finden. Und dieses Motiv bleibt konstant: Abraham und Sarah brechen auf in ein neues, unbekanntes Land – aus freien Stücken. Joseph findet sich gezwungenermaßen in der Fremde wieder und muss sich integrieren. Mose führt in der biblischen Erzählung das ganze Volk Israel aus Ägyptenland in die Wüste und schließlich bis zur Grenze des gelobten und verheißenen Landes. Dort werden die Israeliten kämpfen müssen, um ihre Kultur zu behaupten gegen die vorhandene Kultur des Landes Kanaan. Und immer wieder gibt es Auseinandersetzungen, ob denn das Volk abtrünnig sei, wenn es Kult und Religion der Völker vor Ort annehme, sich zu sehr assimiliere, statt die Differenz zu leben.

Fremd sein oder anpassen, integrieren oder okkupieren, abgrenzen oder assimilieren, das Eigene und das Andere – es sind Themen, die die Bibel auf faszinierende Weise durchbuchstabiert. So haben etwa die Gefangenen in Babylon Heimweh nach Jerusalem und der Prophet Jeremia rät ihnen in einem Trostbrief, sich nicht zurückzusehnen, sondern dort, wo sie nun einmal sind, Familien zu gründen und Häuser zu bauen. Der Prophet Elia hingegen wettet gegen die Baalspropheten und legt sich blutig mit Königin Izebel an.

Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 nach Christus wird das jüdische Volk seine Heimat in Israel, in Jerusalem verlieren. Und Jüdinnen und Juden in aller Welt werden sich fragen sich seitdem: Was bedeutet mein Jüdischsein in der Fremde, in Argentinien oder den USA, in Frankreich oder Indien, im Libanon oder in Kenia? Wie sehr kann ich mich anpassen, wo muss ich mich abgrenzen? Wann gefährdet die Abgrenzung mein Leben? Und wo werde ich sie durchhalten, auch wenn ich mein Leben dafür riskiere - weil andere meinen, ich gehöre nicht dazu? Weil sie sagen, ich bin nicht Deutscher, sondern Jude? Weil die Fremdzuschreibung stärker ist als meine Integration?

Und auch das Neue Testament, der griechische Teil der Bibel, ist vertraut mit Migration. Weise Männer aus dem heidnischen Morgenland machen sich auf nach Bethlehem in die Fremde, um einen König zu suchen, so erzählt es Matthäus. Nach Lukas muss schon Joseph mit Maria und dem neugeborenen Jesus nach Ägypten fliehen. Jesus selbst weiß als junger Mann, dass der Prophet nichts gilt im eigenen Land. Denen, die er aussendet, rät er, den Staub von den Füßen zu schütteln, wenn sie nicht aufgenommen werden. Und Paulus schließlich wird der erste große reisende Missionar, er ist es, der unermüdlich von Ort zu Ort geht, um das Evangelium zu verbreiten und schließlich die Grenze zu Europa überschreitet.

---

<sup>2</sup> Thomas Straubhaar, Deutschland ein Einwanderungsland, in: Update. Wissens-Service des HWWI (Hamburgisches Welt-Wirtschafts Institut), Februar 2008, S. 1ff; S. 1.

Migrare heißt wandern – und das wandernde Gottesvolk ist ein urbiblisches Bild von Mose bis zum Hebräerbrief. Unterwegs sein, sich in fremden Kulturen beheimaten, das ist eine Kernerfahrung der biblischen Erzählungen.

Die Kirchengeschichte schließlich ist im Anschluss an Paulus Missionsgeschichte und damit Migrations- und Inkulturationsgeschichte. Der so genannte Missionsbefehl aus Matthäus 28: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker...“ wurde zur Grundlage einer weltweiten Ausbreitung des Christentums. Und es bedurfte mutiger Menschen, die bereit waren, ihre Heimat zu verlassen, um das zu tun. Gleichzeitig werden sich so manche Xukuru-Indianer in Brasilien oder Adivasi in Südindien gefragt haben, was denn diese Menschen aus fremden Ländern wollten. Ein Überlegenheitsgefühl der Missionare gab es allzu oft, Selbstgerechtigkeit, die keine Wertschätzung der vorhandenen Kultur zeigte. In Afrika etwa war es oft ein Zeichen der Taufe, dass Frauen sich nun von Kopf bis Fuß verhüllten. Unter den gegebenen klimatischen Bedingungen war das kein Fortschritt, sondern ein Hygieneproblem.

In den fast elf Jahren, in denen ich Bischöfin der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers war, war ich qua Amt auch Vorsitzende des Missionsausschusses der Hermannsburger Mission. In der Geschichte dieser Missionsbewegung ist exemplarisch und sicher vergleichbar zu anderen Missionswerken zu sehen, wie sehr damit gekämpft wurde, das Eigene zu bewahren und doch auch das Evangelium zu beheimaten in einer anderen Kultur. Eine Geschichte, die historisch umstritten ist, bleibt für mich in dieser Hinsicht aufschlussreich. Angeblich hat Louis Harms, der große Inspirator der Hermannsburger Missionsbewegung, der dafür Sorge trug, dass Missionare aus diesem kleinen Ort in der Lüneburger Heide nach Afrika und Asien reisten, sich heftig dagegen gewehrt, dass es einen Bahnhof in Hermannsburg gibt. So könnten ja neue und irritierende, ja verwirrende Ideen dorthin gelangen. Ob er nun tatsächlich dafür verantwortlich ist oder nicht: Hermannsburg hat bis heute keinen Bahnhof, obwohl es der größte Ort in der Region ist. Wer dorthin gelangen will, strandet auf dem Bahnhof in Unterlüß. Es dauerte lange, bis die Kirchen begriffen, dass Mission keine Einbahnstraße ist.

Und es dauerte lange, bis deutlich wurde, dass der christliche Glaube ein weites Herz hat für Inkulturation. Als ich bei einer Tagung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Australien war, gab es eine heftige Debatte um die Missionierung der Aborigines. Wie viel Aborigine-Kultur darf das Christentum aufnehmen? Ein Pfarrer der Ureinwohner sagte: „Glauben sie wirklich, dass Gottes Geist auf Captain Cook gewartet hat, bis er australischen Boden berührte?“ Mit diesem Gedanken verteidigte er, dass Teile des Ahnenkultes der Ureinwohner in die Liturgie seiner Kirche aufgenommen wurden.

Die Inkulturation des Christentums ist auch in unserer Kultur mit Händen zu greifen. Ganz gewiss etwa ist in den biblischen Auferstehungserzählungen weder von Küken noch von Eiern oder Häschen als Fruchtbarkeits- und Lebenssymbolen die Rede. Und doch ist das Osterfest damit verbunden. Ob Jesus am 24. Dezember geboren wurde, darf gelinde gesagt bezweifelt werden – aber die Sonnenwende ist ein wunderbares Datum, diese Geburt zu feiern. Kurzum: Rituale und Feste der Ureinwohner in Europa haben Eingang gefunden in christliches Brauchtum.

Die Völkerwanderungen des 5. Jahrhunderts. haben zum Verfall des römischen Reiches geführt - wodurch sich das Christentum schließlich in ganz Europa ausbreiten konnte. Wenn heute wir im christlichen Abendland Angst vor Migration hegen und pflegen, dann blenden wir die historische Tatsache aus, dass eben dieses christliche Abendland ohne Migration gar nicht erst entstanden wäre.

Die Frage nach Anpassung und Abgrenzung, nach Aufbruch und Beheimatung, nach Integration und Assimilation ist also eine, die in der jüdisch-christlichen Tradition von den biblischen Erzählungen bis hin zur Gegenwart präsent ist. Es ist keine neue Frage. Aber eine hochaktuelle.

## **2. Abwehr**

Schon die biblischen Auseinandersetzungen zeigen, dass Integration, die Begegnung verschiedener Kulturen, das Zusammenleben von Menschen verschiedener Religionen nie völlig spannungsfrei sind. Es geht um Anpassung und Abgrenzung, um Toleranz und Regeln des Zusammenlebens, die Definition des Gemeinsamen und des Eigenen. Angst vor Überfremdung gibt es historisch und aktuell immer wieder, sei sie ethnischer, kultureller oder religiöser Natur.

### 2.1. Angst vor dem Fremden

In der kulturellen Differenz sehen viele eine besondere Befremdung. Der Ansatz des evangelischen Theologen Theo Sundermeier, der um eine Hermeneutik des interkulturellen Verstehens bemüht ist, scheint mir dabei wegweisend zu sein. In Anlehnung an den Philosophen Emmanuel Levinas, der „Das Antlitz des ANDEREN“ zu seinem Thema machte, plädiert er dafür, das Fremde erst einmal fremd sein zu lassen. Sundermeier schreibt: „Es ist schlicht falsch und führt nicht weiter, wenn wir bei der Darstellung einer fremden Kultur die Hörer immer schon den Vergleich zur Hand haben und die Einebnung mit dem Satz beginnt: ‚Das haben wir bei uns auch‘.“<sup>3</sup>

Bereits im „Vergleichen“ liegt für Levinas der Versuch einer Aneignung. „Was von ihm [dem Anderen] dem Verstehen entgeht, das ist er selbst“, schreibt Levinas<sup>4</sup>. Das Verstehen ist bereits ein Versuch, vom Anderen Besitz zu ergreifen. Wenn er schon nicht ist wie ich selbst, dann will ich ihn als Gegenüber oder sogar als Feind einordnen und damit verstehen können. Verstehen ist der Ausdruck eines Versuchs, ihn in meinem Horizont unterzubringen. Die Erfahrung des Fremden aber als jenes „Loch im Horizont“, das sich nicht fügen will in mein Welt-Bild, ist „absolut anders“. Insofern zeigt sich in ihm auch die Erfahrung der Begegnung ohne Vor-Stellung. „Dem Verstehen, der Bedeutung, die sich vom Horizont her schreibt, stellen wir das Bedeuten des Antlitzes gegenüber.“<sup>5</sup> Dieses Bedeuten des Antlitzes, ist daher absolut, weil es als unmittelbare Erfahrung sich jeder reflexiven Aneignung entzieht.

An Sundermeiers Ausführungen scheint mir sein Plädoyer dafür, das Fremde auch fremd sein zu lassen, besonders wichtig zu sein. Für ihn ist klar, „dass die Hermeneutik einer interkulturellen Begegnung nicht auf Harmonie aus ist. Sie ist Begegnung mit dem *Fremden*. Das muß in dieser Härte auch durchgehalten werden.“<sup>6</sup>

Was kann das heißen: „in dieser Härte“? Levinas geht weiter, insofern er die Hermeneutik selbst als einen Versuch der Aneignung der Andersheit deutet, weil sie die transzendente Erfahrung in der Begegnung mit dem Anderen verengt auf das, was wir verstehen können. Was wir nicht verstehen, macht uns Angst und wird daher von uns auch auf bereits Verstandenes reduziert. Für Levinas ist in jeder Erfahrung jedoch auch dieses Unverstandene enthalten – als „absolut Unverstandenes“. Es zeigt sich letztlich darin, dass in jedem Sagen auch mehr als nur das Gesagte enthalten ist, weil in jedem Sagen auch Zuwendung an einen Anderen enthalten ist.

Den Ursprung dieser Zuwendung findet Levinas in der Begegnung mit dem Antlitz des Anderen, das eben mehr ist als nur das Bild des Anderen. In der Erfahrung des Antlitzes sehe ich mich bereits angesprochen, bevor ich das Wort ergriffen habe:

„Das Antlitz ist gegenwärtig in seiner Weigerung enthalten zu sein. In diesem Sinne kann es nicht begriffen, d.h. umfasst werden.“<sup>7</sup> Das ist die Schwierigkeit, der wir uns in der voraussetzungslosen Begegnung mit dem Fremden bewusst werden sollten. Erst dann kann uns Erfahrung verändern - im Sinne von Levinas immer auch ein wenig Ver-Andern. In solchen Begegnungen hieße das auch, die eigene Identität in Frage stellen zu lassen. Das ist für Levinas der immerwährende Ausgangspunkt der Menschwerdung in der Offenheit der Begegnung mit dem Anderen.

Eine solche Haltung erfordert jedoch ein Aushalten, Begegnen und Erfahren des Fremden, das ja oft auch eine faszinierende Wirkung in sich trägt: Warum fahren so viele Deutsche so gern nach Marokko oder auf die Malediven, nach Indien oder Mexiko? Weil das Fremde spannend ist und ich mich in der Differenz mich selbst immer wieder neu beobachten und damit besser kennen lerne.

### 2.2 Angst vor der Vielfalt

<sup>3</sup> Theo Sundermeier, Erwägungen zu einer Hermeneutik interkulturellen Verstehens, in: Die Begegnung mit dem Anderen, hg. v. Theo Sundermeier, Gütersloh 1991, s. 13ff.; S. 18.

<sup>4</sup> Levinas, Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie. Freiburg/München 1987, S. 116.

<sup>5</sup> Ebd. S. 118.

<sup>6</sup> Ebd. S. 27.

<sup>7</sup> Levinas, Totalität und Unendlichkeit, S. 277. Freiburg/München 1987.

Der Philosoph Jürgen Habermas hat bereits 1985 von der neuen „Unübersichtlichkeit“ gesprochen. Und in der Tat leben wir in einem Zeitalter, das so rasante Veränderungen mit sich bringt, dass sie Angst auslösen. War die Nachkriegswelt des vergangenen Jahrhunderts noch wohl geordnet und von klaren Regeln bestimmt, so gibt es heute eine nahezu unübersehbare Fülle von Lebensentwürfen. Die Technologie verändert zudem das Leben der Menschen rasant. Das hat Vorteile in Kommunikation, für Information und Schnelligkeit, aber es bringt auch Nachteile von Entfremdung und Unbehaglichkeit.

Isolde Karle schreibt: „(Auch) diese Vielfalt an Kommunikations- und Kontaktmöglichkeiten hat zwei Seiten: Sie ist zum einen ungemein bereichernd. Man schätzt es, wann immer man will, chinesisch, thailändisch oder italienisch essen gehen zu können und durch Mobilität und nicht zuletzt durch mediale Kommunikation Beziehungen weit über die Reichweite eines Spaziergangs hinaus pflegen zu können. Es ist dieser Überschuss an Möglichkeiten,<sup>8</sup> der die Stadt und die moderne Gesellschaft so attraktiv macht. Zugleich wird das Selbst, wie es der Sozialpsychologe Kenneth Gergen ausdrückt, durch das vielfältige Eindringen anderer Identitäten bevölkert und belagert.<sup>9</sup> Durch die pluralen Kontakte und Kommunikationsmöglichkeiten sind Individuen der Gegenwart ständig vielen unterschiedlichen und miteinander konkurrierenden Stimmen, Kriterien und Werten ausgesetzt. Das ist nicht nur bereichernd, sondern auch irritierend, erschöpfend und verunsichernd.“<sup>10</sup>

So ist die Vielfalt der modernen Gesellschaft beides: Bereicherung und Bedrohung. Und so führt sie zu doppelter Reaktion: Begeisterung und Abwehr.

### 2.3 Angst vor der anderen Religion

Das Zusammenleben unterschiedlicher Religionen war immer von Spannungen geprägt. Wer selbst im Besitz der Wahrheit zu sein glaubt, kann schwer tolerieren, dass andere Menschen anderes für sich als Wahrheit erkennen und religiös praktizieren. Allerdings ist es oft weniger die Religion selbst, die Konflikte auslöst, als politische und ethnische Konflikte, die sich der Religion bedienen. Und allzu oft erliegt die Religion der Versuchung, Öl in das Feuer politischer oder kultureller Konflikte zu gießen, etwa im Nordirland-Konflikt, wo weniger Protestanten und Katholiken einander gegenüber standen und teilweise noch stehen als pro-britische und pro-irische Kräfte. Oder im so genannten islamistischen Terror, wo weniger fromme Muslime als massiv anti-westlich eingestellte Agitatoren einen Konflikt schüren. Wie sagte Präsident Obama: Alle Terroristen des 11. September waren Muslime, aber das heißt nicht, dass alle Muslime Terroristen sind. Auch in den USA gibt es Spannungen wie in Europa. Wer die Auseinandersetzungen um ein islamisches Kulturzentrum in der Nähe von Ground Zero verfolgt hat, bekommt ein Gespür dafür<sup>11</sup>

Religiöse Differenz ist im Bereich der Abwehr von „multikulti“ besonders leicht zu schüren. Denn sie reicht an tiefste Überzeugungen und an Grundängste gleichermaßen heran. Und in der Tat gibt es gewichtige Unterschiede zwischen den Religionen! Das christliche Gottesbild etwa ist eines der Ohnmacht Gottes. Jesus greift nicht zum Schwert, sondern sagt in Gethsemane: „Steck das Schwert an seinen Ort“. Und er hinterlässt als Botschaft: „Selig sind, die Frieden stiften“. Er steht für ein Gottesbild der Ohnmacht, das mit dem islamischen Gottesbild in Spannung steht. Allerdings bedurfte es immer wieder überzeugender Leidenserfahrungen von Menschen wie Dietrich Bonhoeffer, um dieses Gottesbild frei zu legen von dem Wunsch, ja der Sehnsucht nach einem Gott, der siegt, an der Seite der kämpfenden Soldaten steht, die Feinde vernichtet. Nicht zurück schlagen, sondern die andere Wange hinhalten – was für ein immenser Kraftakt. Wir sehen ihn zur Zeit in den über das Fernsehen eingespielten Bildern der Kopten in Ägypten....

Ich stimme Hans Küng vollkommen zu, dass es keinen Frieden zwischen den Nationen geben wird ohne Frieden zwischen den Religionen. Und ich bin überzeugt, dass Religionen alles daran setzen müssen,

<sup>8</sup> Vgl. Thomas Krämer-Badoni, Urbanität, Migration und gesellschaftliche Integration, in: Martina Löw (Hg.), Differenzierung des Städtischen, Opladen 2002, 83.

<sup>9</sup> Vgl. Gergen, Das übersättigte Selbst, 123ff.

<sup>10</sup> Isolde Karle, Seelsorge en passant: Urbanität, Individualität und Cityseelsorge, in: Praktische Theologie 41 (2006), S. 219ff.; S. 221.

<sup>11</sup> Vgl. 48th Is Not a Good Place, in: The New York Times, October 26, 2010.

nicht länger Faktor der Konfliktverschärfung zu sein, sondern tatsächlich Konflikte über Religionsgrenzen hinweg entschärfen sollten. Dass es dafür gute und gelungene Beispiele gibt, hat Markus Weingardt in einer herausragenden Studie nachgewiesen<sup>12</sup>. An mehreren Fallstudien zeigt er, wie etwa der Vatikan im Jahrhundertstreit zwischen Argentinien und Chile vermittelte, die Evangelische Kirche in der DDR „Hebamme der friedlichen Revolution“ wurde, Kahn Abdul Ghaffar Khan in Britisch Ost-Indien wirkte, Maha Ghosananda in Kambodscha Friedensarbeit leistete. Das ist beeindruckend, aber allzu wenig öffentlich wahrgenommen.

Eine der zentralen Fragen der Zukunft des Islam in Deutschland wird sein, ob er sich selbst als offensiv demokratiekompatibel versteht. In einem interessanten Interview mit der ZEIT hat Aiman A. Mazyek gesagt, Islamismus sei eine Ideologie<sup>13</sup>. Das finde ich einen wichtigen Ansatzpunkt. Religiosität kann offensichtlich zur Ideologie, zum Fanatismus führen. Weiter sagt Mazyek: „Was uns weiterhin fehlt, ist eine europäisch-muslimische Gelehrsamkeit, sind muslimische Intellektuelle, die den Islam in seiner europäischen Ausprägung und das Leben hier kennen. ... Die Gelehrten und Imame müssen hier leben, aufgewachsen sein und Land und Gesellschaft genau kennen, das ist ein islamisches Prinzip.“<sup>14</sup>

Gleichzeitig dürfen wir in der deutschen Gesellschaft und darüber hinaus nicht ignorieren, dass in der Tat Religionszugehörigkeit und Gewaltpotential in einem Zusammenhang stehen. Christian Pfeiffer, der Direktor des Kriminologischen Instituts Niedersachsen (KNF), hat gemeinsam mit Dirk Baier in einer Studie gezeigt, dass die Gewaltrate junger Muslime mit 21,2 % in Deutschland deutlich höher liegt als die christlicher Jugendlicher (12,6 %). Bei Mehrfachtagen wird der Unterschied noch deutlicher: muslimische Jugendliche 9 %, christliche Jugendliche 3,6 %. Pfeiffer schreibt: „Bei Berücksichtigung der Religiosität zeigen sich entsprechende Trends. Mit zunehmender Bindung an die Religion geht bei jungen Muslimen ein leichter Anstieg der Gewaltraten einher...“<sup>15</sup>

Pfeiffer weist allerdings darauf hin, dass das Gewaltverhalten ganz offensichtlich mit dem Erziehungsverhalten in Zusammenhang steht und zudem geschlechterbedingt ist. „Junge Muslime haben nach eigenen Angaben in ihrer Kindheit zu 29,1 % ... schwere Formen elterlicher Gewalt erlebt. Christliche deutsche Jugendliche dagegen nur 11 %. ... So entsteht innerfamiliäre Gewalt häufig – gestützt auf ein traditionelles Grundmuster von Ehe und Familie – aus dem Dominanzanspruch des Mannes, der von den Familienmitgliedern Gehorsam einfordert und im Konfliktfall bereit ist, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen.“<sup>16</sup> Dem korrespondiert eine andere Studie Pfeiffers, die herausfand: „Je stärker evangelisch-freikirchliche Jugendliche und ihre Eltern in ihrem Glauben und in ihren Gemeinden verankert sind, umso häufiger werden Kinder geschlagen. Von den nicht gläubigen 15-Jährigen aus den freikirchlichen Gemeinden waren beispielsweise die Hälfte in ihrer Kindheit völlig gewaltfrei erzogen worden – von den streng Gläubigen waren es nur noch 27 Prozent. Fast drei Viertel der befragten Jugendlichen dieser Gruppe haben in ihrer Kindheit körperliche Züchtigungen erlebt. Dies ist der höchste Wert, den wir für irgendeine religiöse Gruppierung ermitteln konnten.“<sup>17</sup> Bedeutet das, religiöser Fundamentalismus neigt grundsätzlich zur Gewalt? Ist Erziehung der Schlüssel zum Gewaltphänomen? Die Studie besagt jedenfalls auch, dass es bei Mädchen aus islamischen Migrantengruppen keine signifikanten Unterschiede zu christlichen oder anderen Mädchen gibt. Daraus könnten wir schließen, dass es gut ist, wenn viele „Kopftuchmädchen“ geboren werden! Die Frage ist aber, wie sie im kulturellen Konflikt besser geschützt werden und wie männliche Identität entsteht. Was kann Religion dazu beitragen, dass Menschen sich integrieren in eine Gesellschaft von Gleichheit und Freiheit und dem Anspruch auf gewaltfreie Beziehungen?

Ich habe Christian Pfeiffer dafür bewundert, dass er in Moscheegemeinden gegangen ist und mit Männern muslimischen Glaubens darüber diskutiert hat. Das scheint mir ein sinnvoller Weg: hingehen, miteinander reden, Ängste abbauen. Ängste vor dem Fremden, aber auch in der Fremde, Ängste vor männlichem Rol-

<sup>12</sup> Vgl. Markus A. Weingardt, Religion Macht Frieden, Stuttgart 2007.

<sup>13</sup> Vgl. Unsere Aufklärung liegt noch vor uns. Ein Gespräch mit Aiman A. Mazyek, Vorsitzender des Zentralrats der Muslime, in : Zeit online, 17.10.10/11:56.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Christian Pfeiffer, Dirk Baier, Religion, Integration und Gewaltverhalten bei Jugendlichen, KNF 2010, S. 6.

<sup>16</sup> Ebd. S. 7f.

<sup>17</sup> Christian Pfeiffer, Ansprache im Rahmen der Adventsandacht in der Marktkirch Hannover, 14.12.2010, S. 2.

lenverlust und weiblicher Freiheit. Auf jeden Fall zeigt sich: Rollenmuster und Erziehungsverhalten haben einen entscheidenden Anteil daran, ob Ängste abgebaut oder aufgebaut werden.

Neue Studien zeigen, dass Jugendliche, die in ihrer eigenen Religion beheimatet sind, sich als wesentlich toleranter und interessierter gegenüber anderen Religionen erweisen. So belegt beispielsweise eine Untersuchung aus Brandenburg, die die Ergebnisse des Religionsunterrichts mit denen von LER (Leben-Ethik-Religion) vergleicht, dass Schülerinnen und Schüler, die den Religionsunterricht besuchen, in religiösen Fragen kommunikativer sind, weniger fremdenfeindlich eingestellt und offener für ein multireligiöses und multikulturelles Zusammenleben.<sup>18</sup> Eigene Religiosität muss also nicht Abgrenzung fördern, sondern kann geradezu Voraussetzung für offene Begegnung sein.

#### 2.4 Angst der Fremden

Wie eigentlich geht es den „Menschen mit Migrationshintergrund“? Sie werden nun diffamiert und beleidigt als Produzenten von „Kopftuchmädchen“. Das ist für jede Mutter und für jeden Vater, die ihre Töchter lieben, zutiefst verletzend. Der verächtliche Ton ist bewusst gewählt: „Ihr seid hier nicht willkommen.“ Wie viele Menschen haben das erlebt. Auch Deutsche wohl gemerkt etwa auf und nach der Flucht am Ende des Zweiten Weltkrieges. Ein scheußliches Gefühl: ich bin nicht willkommen. Und je mehr ich das spüre, desto mehr ziehe ich mich zurück. Allerdings gibt es auch eine Anpassung an das neue Lebensumfeld. So entspricht die Rede von der hohen Geburtenrate von Zuwandererfamilien nicht den Tatsachen. Die Geburtenrate von zugewanderten Frauen ist seit den 70er Jahren von 2,5 auf 1,6 gesunken und nähert sich damit immer weiter den 1,3 an, die deutsche Frauen ohne Migrationshintergrund aufweisen<sup>19</sup>. Anpassung geschieht längst und von Überfremdung oder Aussterben der Deutschen kann keine Rede sein. Wobei wir bei der Frage wären: Wer ist Deutscher oder Deutsche? Aber dazu später mehr.

Wir wissen aus Studien, dass etwa türkische Einwanderer große Hoffnungen auf die Bildungsleistung ihrer Kinder setzen, ganz anders als populistische Pamphlete vermuten lassen. Eine Studie von Wissenschaftlern der Universität Bamberg zeigt ganz aktuell, dass türkische Einwanderer für ihre Kinder hohe Bildungsziele haben<sup>20</sup>. Sie wünschen sich, dass ihre Kinder einen guten Schulabschluss machen, möglichst studieren. Allerdings haben sie keinerlei Erfahrungen mit dem deutschen Schulsystem, kennen die Regeln nicht, wissen nicht, dass und wie sie ihre Kinder fördern können. Sie fühlen sich fremd und das führt zu Enttäuschungen bei ihnen wie den Kindern, wenn die schulische Karriere ins Aus führt. Wie hier Ansätze der Integration, der Beratung, eines Zugehens auf das deutsche Schulsystem ermöglicht werden können, ist eine entscheidende Frage. Der Anknüpfungspunkt jedenfalls ist ganz offensichtlich vorhanden.

### 3. Visionen

Beim Parteitag der Jungen Union im vergangenen Oktober erklärte nun Bundeskanzlerin Merkel: „multikulti ist gescheitert“. Und der CSU Parteivorsitzende Seehofer meinte „multikulti ist tot“, es gehe um die deutsche Leitkultur. Das hat viel Applaus gebracht. Aber was heißt das? Was ist denn überhaupt „multikulti“? Und was die deutsche Leitkultur? In den USA jedenfalls wurde dieser Ansatz sehr kritisch gesehen. So schrieb Leonard Pitts im Miami Herald: “What after all is the alternative? Shall Germany officially declare itself a nation with room enough for one culture only? For the record, that’s been tried already. And it didn’t work so well, either.”<sup>21</sup> Ein Volksgut, das andere abwertet, eine nationale Kultur, die andere degradiert und ausgrenzt – in der Tat, damit hat Deutschland dramatische, entsetzliche, menschenverachtende und am Ende selbstvernichtende Erfahrungen gemacht.

Einer meiner Freunde ist Franzose. Er lebt seit fast dreißig Jahren in Deutschland. Seine Mutter war Österreicherin, sein Vater Portugiese. Er hängt Weihnachten Lichterketten auf, ist Greenpeace-Mitglied und

<sup>18</sup> Vgl. Sabine Krause, Roumiana Nikolova, Henning Schluß, Thomas Weiß und Joachim Willems: Kompetenzerwerb im evangelischen Religionsunterricht Ergebnisse der Konstruktvalidierungsstudie der DFG-Projekte RU-Bi-Qua / KERK. In: Zeitschrift für Pädagogik 2/2008, S. 174-188.

<sup>19</sup> Vgl. Felix Berth, Die Kopftuch-Legende, in: SZ 30.12.10.

<sup>20</sup> Vgl. Tanja Schultz, Starker Ehrgeiz, schwache Leistung, in: SZ 29.9.10,

<sup>21</sup> Leonard Pitts, Multiculturalism has Completely Failed, in: Miami Herald, 20.10.10.

ein großer Fan von Edeka-Läden. Ist er „multikulti“ oder ein Anhänger deutscher Leitkultur? Eine junge Frau, die ich kenne, stammt aus dem Iran, lebt seit Jahren in Deutschland, ihr Mann arbeitet bei Siemens, ihre Kinder gehen in den evangelischen Kindergarten, sie hat einen 400 Euro-Job und spricht fließend deutsch. Ist sie „multikulti“ oder fremd oder deutsch? Wer sind „die“ und wer sind „wir“?

Allein im europäischen Ausland leben eine Millionen Passdeutsche, ganz zu schweigen von weltweiten Zahlen, oder gar von Deutschen, die in zweiter, dritter oder vierter Generation im Ausland leben. Was machen sie eigentlich mit ihrer „Leitkultur“? Sollen sie alle „zurück in ihr Heimatland“ gehen? Was würde das für sie und für unser Land bedeuten? In Dallas sind es 20 000, in Atlanta 15 000 Passdeutsche. Und in Texas stammt jeder vierte Einwohner von Deutschen ab. Sind sie dort „multikulti“ oder waschechte Amerikaner? Die deutschen Außenhandelskammern beschäftigen 1600 Mitarbeitende an 120 Standorten in 80 Ländern. Wer sind sie dort? Teil von „multikulti“ oder Außenposten deutscher Leitkultur? Wie sagt Karl Valentin so unübertroffen: "fremd ist der fremde nur in der fremde."

In Amerika wird an vielen Orten mit großer Begeisterung Oktoberfest gefeiert. Und viele Deutsche sehen das mit Freude. In Namibia gibt es eine Pflege deutscher Kultur als Teil des alten „Deutsch-Südwestafrika“ – niemand nimmt Anstoß daran. Auf Mallorca gibt es ein Altenheim des Diakonischen Werkes für Deutsche – was bedeutet das für Spanien? Überfremdung? Deutsche Kirchengemeinden in aller Welt setzen sich über Konfessionsgrenzen hinweg und kommen schlicht aufgrund der eigenen Sprache und Kultur zusammen – weil es wichtig ist, die eigenen Wurzeln zu pflegen. In den USA gab es bis vor Jahren etliche deutschsprachige Zeitungen und bis heute gibt es die New Yorker Staatszeitung – German Times „Für Weltbürger Deutscher Sprache“.

Nichts daran empfinden wir als skandalös oder bedrohlich. Es wirkt vielmehr wie eine gelungene Integration: das Eigene bewahren, sich im Neuen beheimaten. Viele Menschen haben das in Deutschland erlebt. Sie kennen ihre eigenen Wurzeln in der Türkei oder in Italien, im Iran oder in Portugal, in Nigeria, dem Iran oder in Griechenland. Sie haben eine große Liebe zu ihrer alten Heimat, in der sie oder ihre Eltern aufgewachsen sind, in der ihre Großeltern und Verwandten leben. Und sie haben eine große Liebe zu Deutschland, wo sie neue Freiheit gefunden haben, sich Zuhause fühlen, ihre Kinder geboren wurden und aufwachsen. In New York finden wir China Town interessant – warum sollte da Neukölln nicht auch interessant sein?

Wer das sieht und begrüßt, muss nicht naiv sein. Wie viele von uns kennen den „Menschen mit Migrationshintergrund“ in unserem näheren Bekannten- und Freundeskreis? In einem anregenden Aufsatz beschreibt Beate Sträter<sup>22</sup> eindrücklich, wie vielfältig „Menschen mit Migrationshintergrund“ sind. Da gibt es nicht eine einzige Kategorie, sondern viele Situationen und Schicksale. Allein die Statistik zeigt die Vielfalt: „ein knappes Fünftel (18,4 Prozent) der Bevölkerung in Deutschland (hat) einen Migrationshintergrund. Hiermit ist gemeint, dass entweder die Person selbst oder mindest ein Elternteil zugewandert ist. Von den 8,6 Millionen Familien mit minderjährigen Kindern hatte 2007 gut jede vierte (27 Prozent) einen Migrationshintergrund. Mehr als jedes vierte Kind kommt aus einer Migrationsfamilie – mit steigender Tendenz. Daran zeigt sich: Migration ist der Normalfall, Sesshaftigkeit die Ausnahme.“<sup>23</sup>

Das heißt: Manche Menschen, die sich selbst in Deutschland beheimaten, fühlen sich weiterhin von außen als Fremde definiert. Aber sie sind längst angekommen mitten in der deutschen Gesellschaft. Deshalb könnten die Deutschen eigentlich stolz sein auf ihre Integrationserfolge, offensiv damit umgehen, dass diese Gesellschaft sich bereit gezeigt hat, Menschen aus anderen Nationen, Kulturen und Religionen aufzunehmen. Die junge Fußballnationalmannschaft war vielen im Jahr 2010 ein anschauliches Beispiel dafür. So schreibt Danyal Bayaz, dass sich die meisten Deutschen mit türkischer Familiengeschichte nicht an der Integrationsdebatte beteiligen, weil sie schlicht schon integriert sind<sup>24</sup>. Und es gibt in Deutschland aufgewachsene junge Leute, deren Eltern aus der Türkei stammen, die sich in der Türkei fremd fühlen.<sup>25</sup> Integration von Menschen aus Osteuropa und der Türkei, aus Afrika und Asien ist längst Teil der bundes-

<sup>22</sup> Vgl. Beate Sträter, Fremde Heimat – Heimat in der Fremde, in: Schulz/Hauschildt/Cohlen (Hg.), Milieus praktisch II, Göttingen 2010, S. 215ff.

<sup>23</sup> Ebd. S. 215.

<sup>24</sup> Vgl. Danyal Bayaz, Was sagt Mehmet Scholl zu Sarrazin, in: FAZ, 27.12.10.

<sup>25</sup> Vgl. z.B. Karin Steinberger, Ich, der Ali, in: SZ 5./6.1.11.

republikanischen Realität. Armin Nassehi schreibt: „Die Gesellschaft der Bundesrepublik ist, auch im internationalen Vergleich, erfolgreich darin, unterschiedliche Milieus und Lebensformen zu integrieren – migrantische und autochtone. Darauf nicht ohne Stolz hinzuweisen, ermöglicht es auch, selbstbewusster gegen problematische Milieus und Verhaltensweisen vorzugehen, die sich gegen die rechtlichen Regeln dieser Gesellschaft abschotten.“<sup>26</sup>

Wir integrieren also längst in unsere deutsche Gesellschaft. Und uns liegt offenbar auch an Zuwanderung und internationaler Öffnung nationaler Grenzen. So hält das Emirat Katar inzwischen 17 Prozent der Anteile von VW. Arabische Investoren werden offensiv angeworben. „Nach Dubai sind die Finanzchefs von acht deutschen Großkonzernen gleich persönlich gepilgert, um ihre Unternehmen für Investitionen zu empfehlen. BASF, Siemens, Daimler-Chrysler, große Namen der deutschen Industrie waren vertreten.“<sup>27</sup> Und im Manager-Magazin heißt es mit Blick auf arabische Investoren glatt und klar: „Die Chemie stimmt“<sup>28</sup>. Warum ist das leichter, wenn es um Geld geht als wenn es um Menschen geht?

Was aber ist typisch deutsch? „Die Deutschen sind zuverlässig, fleißig und haben keinen Humor. Das denken sie jedenfalls über sich selbst. ... Die europäischen Nachbarn halten die Deutschen vor allem für gut organisiert, akkurat und leicht pedantisch.“ Das ergab eine Studie der GfK Marktforschung, in der rund 12 000 Bürger in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Österreich, Polen, Russland, Tschechien und der Türkei befragt wurden. Wer den Film „Das weiße Band“ gesehen hat, erahnt, mit welchem pädagogischen Schrecken solche Eigenschaften erzielt wurden. Ich persönlich schätze gute Organisation und Zuverlässigkeit als deutsche Eigenschaften sehr. Aber die Frage ist, um welchen Preis sie anerzogen wurden.

Zuverlässigkeit, Umgänglichkeit und Geselligkeit sind Eigenschaften, die oft in den Deutschen gesehen werden, das ist positiv zu sehen und da hat es gewiss seit 1945 eine positive Entwicklung gegeben. Allerdings, so Focus online, „sind es ... vor allem die Deutschen selbst, die dazu neigen, sich in übertriebenem Maße Sorgen zu machen und vor allem die eigenen Schwächen sehen: So antworten rund sieben Prozent der Bundesbürger auf die Frage „Was ist deutsch?“, dass die Deutschen pessimistisch seien und viel jammern.“<sup>29</sup> Wohin aber wollen wir Menschen, die nach Deutschland kommen, integrieren? Doch wohl kaum in eine Kultur des Jammerns? Wie können wir uns unserer Kultur und Werte in einem angemessenen Maße bewusst sein, um anderen zu sagen: Herzlich willkommen in diesem so geprägten Land?

In meiner Generation durfte der Mensch eher nicht stolz auf Deutschland sein. Und doch kann ich sagen, dass ich zutiefst froh und dankbar bin, als Frau in Deutschland nach 1958 geboren zu sein. Ich schätze die Kultur, bin dankbar, als Christin meinen Glauben frei leben zu dürfen und als Bürgerin meine Meinung zu sagen ohne Angst frei äußern zu dürfen.

Aber was sind denn nun Grundlagen unserer Kultur, die unaufgebar sind, die Wertegemeinschaft, in die hinein wir Menschen aus anderen Nationen und Kulturen integrieren wollen? Die Integrationsbeauftragte des Berliner Bezirks Mitte, Maryam Stibenz, schrieb kürzlich, Menschen dürften nicht auf ihren Migrationshintergrund reduziert werden. Sie gehörten dazu. Wenn die deutsche Gesellschaft das ignoriere, habe sie eine „rückwärtsgewandte Utopie“<sup>30</sup> Wie aber könnte eine vorwärtsgewandte Utopie aussehen? Drei Grundlagen für eine solche Vision möchte ich nennen

### *3.1. Die Menschenrechte bzw. unsere deutsche Verfassung*

Als erstes gilt es schlicht, die Menschenrechte ernstzunehmen und umzusetzen. Ich stimme Sarrazin vollkommen zu, wohlgermerkt dem Bundestagsabgeordneten Manuel Sarrazin, der schreibt: "Wir brauchen eine menschenrechtlich fundierte humanitäre EU-Migrationspolitik, die auf humane Standards setzt, die Menschenrechte auch an den europäischen Außengrenzen, ob auf See oder an Land, wahrt, die Möglichkeiten der legalen Migration besser und neu eröffnet und die Möglichkeiten für Integration hier im Land

<sup>26</sup> Armin Nassehi, Multikulturell sind wir schon ohne Einwanderer, in: SZ 29.11.10.

<sup>27</sup> Klaus-Peter Schmid, Willkommen in Deutschland?, in: [http://www.zeit.de/2006/48/Willkommen\\_in\\_Deutschland](http://www.zeit.de/2006/48/Willkommen_in_Deutschland).

<sup>28</sup> Nils-Viktor Sorge, „Die Chemie stimmt“. URL: <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/mittelstand/0,2828,617590,00.html>.

<sup>29</sup> Focus online, Was ist typisch deutsch?, 9.1.2011.

<sup>30</sup> Maryam Stibenz, Deutsche Leidkultur, in: Der Tagesspiegel, 5.1.2011, S. 6.

stärkt."<sup>31</sup> Das wird die Frage sein: Wie gestalten wir Zuwanderung? Wie setzen wir das Recht auf Asyl für Menschen um, die politisch verfolgt werden?

Und gleichzeitig gilt sehr wohl und glasklar: Wer nach Deutschland zuwandert, wird deutsches Recht akzeptieren müssen. Es gilt für alle. Wer das Buch von Kirsten Heisig gelesen hat, die ihre Erfahrungen als Jugendrichterin am Amtsgericht Berlin-Tiergarten schildert, ist fassungslos, dass offenbar jugendliche Straftäter meinen, über diesem Gesetz zu stehen, nach einer eigenen Rechts- und Werteordnung leben zu können.<sup>32</sup> Allerdings zeigt Kirsten Heisig, die sich leider durch eine Selbsttötung weiteren Debatten entzogen hat, dass dies ganz gewiss nicht nur ein Problem von Zugewanderten ist. Insofern: Klare Rechtsgrundsätze, die konsequent umgesetzt werden, sind Voraussetzung für ein Zusammenleben in Frieden und Freiheit und gegenseitigem Respekt.

### *3.2. Die deutsche Sprache und damit die deutsche Kultur und christlich geprägte Werte*

Martin Luther hat die Bibel in die deutsche Volkssprache übersetzt, damit Menschen sich verständigen und ihr Gewissen selbst schärfen können. Das war eine ungeheure Integrationsleistung. Bis dahin konnten sich ein Bayer und ein Ostfrieser kaum verständigen – mir ist klar, dass es da auch heute manches Mal noch Probleme gibt. Grundsätzlich aber integriert Sprache. Deshalb ist es richtig und wichtig, Sprachkompetenz zu fördern. Das muss gar nicht so pathetisch gefordert werden. Wer einmal in einem fremden Land war und sich nicht verständigen konnte, weiß, wie groß die Sehnsucht ist, zu verstehen, sich verständigen zu können. Es tut gut, wenn du dich verständigen kannst und es nimmt Angst. Die Frage ist, wie Angebote zum Gewinnen von Sprachkompetenz wirkungsvoll zu machen sind. Auf jeden Fall gilt: Sprachkompetenz und Begegnung haben ganz eine Schlüsselfunktion bei Integration. Wer zuwandert, wird dieser Anforderung begegnen, sie aber auch selbst wünschen.

In seinen Studien weist Christian Pfeiffer nach: „Wo türkische Kinder mit deutschen Geburtstag feiern, sinkt die Kriminalität“<sup>33</sup> Aber wie viele Kinder aus türkischstämmigen Familien tauchen bei deutschen Kindergeburtstagen auf? In wie vielen Kindertagesstätten findet Begegnung statt. Und das ist ein entscheidender Ort! Wie vielen Schulen gelingt ein Austausch! Und nirgendwo begegnen sich Menschen intensiver als in der Schule. Was könnte hier voneinander gelernt werden! Wie viele Begegnungen zwischen Eltern und Lehrkräften wären möglich! Eine aus der Türkei stammende Frau sagte mir einmal, sie lebe seit 16 Jahren in Deutschland, habe aber noch nie ein deutsches Wohnzimmer gesehen. Es würde sie interessieren, wie Deutsche leben. Uns fehlt offensichtlich eine Begegnungskultur. Freuen wir uns über die Gastfreundschaft, die wir manches Mal im Ausland erleben, so ist die unsere offenbar recht mager ausgeprägt. Ich erinnere an den Hebräerbrief, in dem es heißt: „Vernachlässigt nicht die Gastfreundschaft; denn durch sie haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“ (13,2) Gastfreundschaft und Begegnung sind gefordert von Einheimischen wie Zuwandernden.

### *3.3. Die deutsche Geschichte und damit ein differenziertes Verhältnis zur Vergangenheit.*

An einem Volkstrauertag in Hannover habe ich erlebt, wie ein junger Mann, der türkischer Abstammung war, in der Zeremonie den Kranz für die gefallenen deutschen Soldaten ablegte. Das hat mich sehr berührt. In den Reden war vom Ersten und Zweiten Weltkrieg, vom Holocaust und vom Neuanfang, von Frieden und Versöhnung die Rede. In vollem Bewusstsein hat der junge Mann das offensichtlich als seine Geschichte wahrgenommen. Ein Deutscher also, der zu seiner Geschichte steht, auch wenn seine Vorfahren nicht in Deutschland lebten, als diese Geschichte sich abspielte.

Israels Präsident Schimon Peres sagte am 27. Januar 2010 vor dem Deutschen Bundestag: „Nie wieder. Nie wieder eine Rassenlehre. Nie wieder ein Gefühl von Überlegenheit.“ So wird die Erinnerung zur aktuellen Mahnung. Als Deutsche wissen wir aus unserer Geschichte nur zu gut, was es heißt, Menschen einer bestimmten Religion auszugrenzen, sie zu brandmarken, in Schubladen zu stecken. Diese Erinne-

<sup>31</sup> <http://www.manuelsarrazin.de/europa/11-08-2009/europaeischer-migrationspakt>  
<http://www.manuelsarrazin.de/europa/09-09-2009/europaeische-migrationspolitik-0>

<sup>32</sup> Vgl. Kirsten Heisig, Das Ende der Geduld, Freiburg 2010.

<sup>33</sup> Christian Pfeiffer, Nicht dümmern, aber gewalttätiger, in: FAS 26.9.10, S. 15.

rung als Mahnung sollte nicht ausbremsen und bedrücken, sondern kreative Kräfte frei setzen, heute anders, nämlich konstruktiv mit dem Verschiedenen umzugehen. Angst ist und bleibt eine schlechte Ratgeberin und Abgrenzung ist keine Lösung, sondern ein Rückzug in vermeintlich geschützte Positionen. Zukunftsweisend und weltoffen sind beide Haltungen nicht. Stattdessen geht es um eine klare Haltung zur eigenen Kultur, Geschichte, Tradition und Religion, die offene Begegnung mit anderen möglich macht, das Verschiedene wertzuschätzen weiß, aber gleichzeitig auch den Grundkonsens des Rechts, der Sprache und der geschichtlichen Wurzeln einfordert. So lässt sich auch in Differenz miteinander leben und gemeinsam Zukunft gestalten.

#### 4. (Vorläufiges) Fazit

Sabine Beppler-Spahl sieht Emigration als eine der „deutlichsten Bekundungen menschlicher Gestaltungskraft“<sup>34</sup>. Das finde ich einen sehr wichtigen Gedanken. Menschen, die aufbrechen, haben Mut. Sich in fremder Umgebung und Kultur beheimaten, ist ein kreativer Prozess. Menschen aus fremden Ländern bei uns vor Ort begegnen ist eine Chance zur Bereicherung. So gesehen ist Zuwanderung ein Glücksfall.

Abschotten aber, sowohl der Zugewanderten als auch der „Ureinwohner“ bzw. der „einheimischen Bevölkerung“ führt zu Stagnation, Angst, Abwehr. Deshalb ist nicht Abgrenzung sondern **Begegnung** der Schlüssel zur Zukunft. Eine meiner Töchter besuchte einmal einen Schulfreund und war völlig überrascht: die Eltern lebten mit sieben Kindern in einer kleinen Wohnung, die Matratzen wurden morgens an die Wand gestellt. Diese Eltern haben waren arm, ungebildet und zugewandert. Aber sie haben alles gegeben! Und alle sieben Kinder haben erfolgreich studiert! Es geht um die gelungenen Begegnungen, und um das **Erzählen der Geschichten von gelungener Integration!**

**Bildung** ist dabei ganz offensichtlich der Schlüssel zur Zukunft und ist nicht biologisch determiniert. Der Münchner Soziologe Armin Nassehi schreibt in Auseinandersetzung mit solchen Thesen: „Dass aus jenen problematischen, nicht assimilierten Milieus die größten Bildungsverlierer unserer Gesellschaft stammen, hat nichts, aber auch gar nichts mit einem unabhängig von diesen Lebenslagen irgendwie natürlich vorhandenen Intelligenzdefizit zu tun. Hingegen sehr viel mehr damit, wie wenig entgegen kommende Bedingungen herrschen, das Potential dieser Gruppe zu nutzen – nicht nur im Sinne einer abstrakten Intelligenz, sondern im Sinne einer mehr oder weniger assimilierten Partizipation am Bildungs- und Arbeitsmarkt“<sup>35</sup>.

Gerade den Protestanten liegt an Bildung. Martin Luther bat den christlichen Adel deutscher Nation darum, Schulen für Jungen und auch für Mädchen (!) zu gründen. Er übersetzte die Bibel in die deutsche Volkssprache, damit die Menschen selbst lesen und ihr Gewissen an der Bibel schärfen konnten. Gut, manche Menschen lesen die Bibel nicht mehr und schärfen auch nicht ihr Gewissen. Aber der Ansatzpunkt ist bis heute aktuell: sich bilden heißt reflektieren, integrieren, Teil des gesellschaftlichen Diskurses sein!

**Respekt** und **Toleranz** werden zentrale Begriffe in der Integrationsdebatte bleiben. Dabei enden beide jeweils da, wo die Intoleranz einsetzt. Beides sind Begriffe, die Gegenseitigkeit voraussetzen. „Sie werden friedlich beieinander wohnen“ – das ist eine biblische Vision für Löwe und Lamm, aber auch für die Völker, für Gott und Mensch. Statt Harmoniesucht brauchen wir einen respektvollen Dialog, ein interessantes Anerkennen der Fremdheit anderer – und der eigenen Fremdheit für andere. Nicht zuletzt meint das lateinische Verb *tolerare* ertragen des anderen, also auch ertragen der Differenz.

Am Ende wird es darum gehen, die richtige Balance zu finden. Da ist die Freude über Vielfalt und Buntheit der Welt auf der einen Seite und die Notwendigkeit von Strukturen und Regeln des Zusammenlebens andererseits. Der Kirchenhistoriker Christoph Markschies sagte kürzlich mit Blick auf die Migrationsdebatte: „Ich glaube, dass diese Konflikte nur durch Information und Wissen gelöst werden können. Gruppen dürfen sich nicht abschotten, sondern müssen transparent zeigen, was sie tun und welche Ziele sie verfolgen. Außerdem müssen klare Standards formuliert werden, die für alle gelten. Manchen Menschen muss man die

<sup>34</sup> Sabine Beppler –Spahl, Wer den Koffer packt, WamS 24.11.10.

<sup>35</sup> Armin Nassehi, Die Biologie spricht gegen Biologismus, FAZ.NET, 26.10.10.

Pluralität vermitteln, anderen die Grenzen derselben aufzeigen. Beides abzuwägen und auszutarieren ist die große Kunst, die der Politik gelingen muss.“<sup>36</sup> – und ich füge hinzu: nicht nur der Politik, sondern auch den Religionen. Darum wird es am Ende gehen, denke ich: die richtige Balance finden zwischen klaren gemeinsamen Grundlagen unserer Gesellschaft, die vor allem durch das Recht geprägt werden. Und auf der anderen Seite der Freude und Offenheit für Vielfalt für das Verschiedene. Weder „multikulti“ noch „Leitkultur“ noch „Parallelgesellschaft“ als Schlagworte werden der Komplexität dieser Balance gerecht.

### **5. Zum Abschluss: Max Imdahl**

Dank der Filme von Christoph Böll konnte ich mich etwas eindenken, einhören, einfühlen in den Mann, der dieser Gastprofessur den Namen gibt. Einer seiner Freunde, Professor Bernard Andreae, sagt über ihn: „Er war ein witziger Mensch“. Das gefällt mir, habe ich doch an Martin Luther schon immer besonders geschätzt, dass er gesagt hat, das Evangelium könne nur mit Humor gepredigt werden. Das fehlt mir manchmal an evangelischen Predigten, dass da die Glaubensheiterkeit zum Vorschein kommt, von der Spitta sprach. Und auch Nietzsche sagte ja bekanntlich, wenn die Christen etwas erlöster aussehen würden, könne er sich der Sache vielleicht annähern...

Angeblich hat Imdahl gesagt, Sprache brauche ein hartes „T“ am Schluss, um Saft und Kraft zu haben. Auch das verbindet ihn für mich mit der lutherischen Tradition. Die Bedeutung der Sprache ist von zentraler Bedeutung.

Zudem hat Imdahl einen neuen Begriff geschaffen, der die Trennung von Stil und Form überwinden will, die Ikonik. Er sucht nach einem Dialog von Betrachter und Kunstwerk. Das ist eine dialogische Aufgabe, die dem Christentum sehr nahe ist.

Noch zwei Assoziationen. Professor Karlheinz Stierle sagt über seinen Freund Max Imdahl, er sei von einem Geist der Klarheit, Entschiedenheit, intellektuellen Offenheit und Redlichkeit geprägt gewesen. Das ist für eine Gastprofessur eine wunderbare Voraussetzung...

Schließlich sagt Ralf Niezard, ihn habe beeindruckt, dass Imdahl warnte: „Versteht mich nicht zu schnell.“ Das finde ich beeindruckend auch mit Blick auf das heutige Thema und die aufgeführten Überlegungen von Levinas. Sich Zeit nehmen, nachdenken, fragen dürfen, verstehen nicht als Auflösung einer mathematischen Aufgabe, darum geht es. Allzuoft werden die Geisteswissenschaften heute zur Seite gedrängt, gar belächelt als Randthema einer Industrie- und Informationsgesellschaft. Es gilt, vorzeigbare Ergebnisse zu präsentieren. Aber was, wenn der Mensch nicht mehr denkt, nicht mehr nachdenken darf, wenn nicht um Lösungen gerungen wird in unserem Land, sondern nur noch fertige Meinungen gefragt sind. Was für eine Geistesarmut!

So danke ich der Ruhruniversität Bochum und ihrem Rektor Professor Dr. Weiler für die Einrichtung dieser Gastprofessur und fühle mich geehrt, dass ich die Erste sein darf, die sie wahrnimmt. Ich komme ja gerade zurück von einer Gastprofessur in den USA und muss sagen, das ist ein Geschenk! Es ist geschenkte Zeit sozusagen zum Lesen und Lernen, auch zum Reden und Weitergeben, aber in jedem Fall eine Zeit, die nicht so unter Termindruck steht wie etwa ein bischöfliches Amt.

Außerdem danke ich Dekanin Prof. Dr. Isolde Karle und der evangelisch-theologischen Fakultät für die Ernennung zur Honorarprofessorin. Das ist bewegend für mich und in der Tat eine Ehre. Ich erinnere mich an meine erste Ankunft in Bochum, um auf Empfehlung von Werner Simpfendörfer einen Termin wahrzunehmen, den Professor Dr. Konrad Raiser mir gegeben hatte. Damals befürchtete ich, er würde sagen: „Lassen Sie das mal mit dem Promovieren. Drei kleine Kinder und Pfarrfrau in Spieskappel sind genug für Sie“. Es war ganz anders. Er fragte: „Wofür interessieren sie sich denn?“ Ich erklärte ihm, dass ich zum Ökumenischen Rat der Kirchen arbeiten wolle und vor allem das Thema Gerechtigkeit zwischen Industrienationen und Ländern des Südens. Er gab mir schlicht drei Bücher mit und sagte: „Wenn Sie die

<sup>36</sup> Ratlos vor den Designer-Wasserhähnen, FAS, 26.12.2010, S. 4.

gelesen haben, kommen sie wieder...“. Für mich war das eine wunderbare Zeit, die mir ermöglicht hat, zu lesen, zu diskutieren, zu verstehen und schließlich zu schreiben. Drei Jahre später konnte ich die Arbeit abgeben und als erste seiner Promovendinnen hier mit dem Rigorosum abschließen. So habe ich beste Erinnerungen an Bochum und freue ich mich, zurück in Bochum zu sein.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.